

David Fuchs  
**Bevor wir verschwinden**  
Roman

Haymon Verlag

# 1

Wir defibrillieren Schweine in Planschbecken. Für meine Dissertation. Wir narkotisieren die Schweine, lösen Kammerflimmern aus und defibrillieren.

Gestern war Adelheid dran. Adelheid ist eine zweijährige Sau und es geht ihr schlecht. In der Nacht habe ich sie vier Mal defibrilliert und jetzt flimmert ihr Herz schon wieder. Ich kontrolliere die Klebeelektroden auf ihrem Brustkorb und drücke den Knopf. Adelheid zuckt.

Sehr gut, sagt Ed, Sinusrhythmus. Ed ist Krankenschwester an der Onkologie und verdient sich im Tierversuchslabor ein bisschen Geld dazu. Eigentlich heißt sie Edna, aber alle nennen sie Ed, weil sie Edna nicht mag. Ich kann das verstehen.

Ich heiße Benjamin Marius Maier. Marius benutze ich nicht. Das klingt, als hätten meine Eltern mich Maria nennen wollen, aber nicht den Mut dazu gehabt. Und Benjamin, nicht Ben. Ben klingt wie ein steifer Schwanz.

Ich kann Adelheids Puls in der Leiste kaum spüren. Er ist schwach, aber rhythmisch. Der Blutdruck am Monitor ist zu niedrig und ich sage zu Ed, dreh bitte das Adrenalin höher. Sie drückt ein paar Tasten auf der Motorspritze. Die Spritze piepst und Adelheids Blutdruck steigt.

Man kann Menschen nach einer Reanimation mit Wasser kühlen, um das Hirn zu schützen. Wenn es zu lange ohne Sauerstoff bleibt, geht es kaputt und die Reanimation war sinnlos. Viele Patienten muss man aber oft defibrillieren, und dabei muss natürlich Strom fließen. Und keiner weiß, was passiert, wenn man das unter Wasser macht. Deshalb die Schweine und deshalb die Planschbecken.

Die Schweine sind sowieso Schlachtvieh. Bei uns bekommen sie gutes Futter und echtes Stroh, und am Ende gibt es eine Narkose, da bekommen sie vom Sterben gar nichts mehr mit. Es geht ihnen gut.

Um die Herzen zum Flimmern zu bringen, machen wir einen Schnitt in der Leiste und führen einen Katheter bis zum Herz. Man muss nah ran, damit es funktioniert. Es reicht aber nicht, das Herz mechanisch zu stimulieren, also es sozusagen anzustupsen. Man braucht einen elektrischen Reiz. An dem Katheter hängt ein Kästchen, das wie eine Bombe aus einem Film aussieht. Es ist eine Kunststoffschachtel mit Drähten, roten, gelben, blauen, und Drehrädern, die die Stromstärke regulieren. Damit kann man dem Schweineherz den elektrischen Schlag versetzen, den es braucht, um zu flimmern.

Okay, sage ich zu Ed, jetzt ist sie stabil, willst du einen Kaffee? Ed sagt, nein danke, ich muss in den Tagdienst.

Kommst du morgen auf die Station?, fragt sie und ich sage, klar.

Ab morgen habe ich ein Praktikum auf Eds Station. Ich brauche noch vier Wochen Praktikum, drei Prüfungen und die Dissertation, und dann bin ich mit dem Studium fertig.

Onkologie interessiert mich nicht. Es war mir immer egal, wie sich die Chemotherapien von achtzig verschiedenen Lymphomarten voneinander unterscheiden. Falls überhaupt. Das einzig interessante Medikament ist Cyclophosphamid, von der Geschichte her. Das ist im Prinzip Senfgas, nur ein Atom ausgetauscht. Im Buch war das Molekül aufgezeichnet, also Senfgas und daneben Cyclophosphamid.

Wo soll ich morgen hin?, frage ich und Ed sagt, komm einfach nach der Personalabteilung auf die Station, ich zeige dir alles. Okay, sage ich, dann in der Früh auf der Station. Bis morgen, sagt Ed. Sie nimmt ihre Tasche, tätschelt Adelheid an der Wange und geht. Ich sehe auf dem Überwachungsmonitor, wie sie am Gang neben der Pflanze stehen bleibt, Hydrokulturkügelchen vom Boden aufhebt und sie einzeln zurück in den Topf legt.

## 2

Die Personalfrau hat mir einen Mantel gegeben, einen Schlüssel, einen Piepser und einen Namen: Oberarzt Wendelin Pomp. Bei dem soll ich mich melden, hat sie gesagt. Ich bin erstmal zu Ed auf die Station.

Es gibt keine Klimaanlage und Mitte August ist es im Krankenhaus richtig heiß. Klimaanlage gibt es nur in den wichtigsten Bereichen: OP, Palliativstation, Personalverwaltung. Jede Station hat ihren eigenen Geruch. Die Dermatologie von letztem Sommer habe ich noch in der Nase, diese Mischung aus Stuhl und Hautcreme, Suppe und Babypuder. Oder die alten Leute in der Notaufnahme, die aus ihren Wohnungen kommen und wie Essig riechen oder wie die Päckchen mit Lavendel aus dem Kleiderschrank. Auf der Onkologie riecht es anders, wie eine Mischung aus Waschmittel und Fischsuppe mit Knoblauch. Ich stehe auf dem Stationsgang, lege den Kopf in den Nacken und rieche.

Und, sagt Ed hinter mir, interessant? Ich drehe mich um. In der Hand hält sie eine Bettpfanne und sie hat die Hosenbeine hochgekrempt. Wenn ich jetzt lache, bringt sie mich um.

Hallo, sage ich, was soll interessant sein? Sie zeigt zur Decke. Die Lichter, sagt sie, interessant? Ich schüttele den Kopf. Ich habe nicht die Lichter angesehen, sage ich und sie sagt, vergiss es, komm mit.

Sie führt mich in einen kleinen Raum. Auf einer Anrichte an der Wand stehen Infusionsflaschen, einige mit roter, einige mit durchsichtiger Flüssigkeit, und alle aus Plastik. Ed steht neben mir und wartet. Und jetzt?, frage ich und sie sagt, anziehen musst du dich noch. Wo?, frage ich und sie sagt, na hier, wirst ja keine Garderobe brauchen für den Mantel.

Ich ziehe den Mantel an und lege meinen Rucksack unter einen Tisch. Ed sagt, in fünfzehn Minuten ist Visite, wir fangen vorne im Stützpunkt an. Eine Blutabnahme ist noch vorher, schaffst du das?

Ich kann schon ziemlich gut Blut abnehmen. Sehr gut eigentlich, ich bin ja auch fast fertig mit dem Studium.

Sicher, sage ich zu Ed, mache ich gern, wenn sie zu schwierig für dich ist. Das hat gesessen. Ed ist stolz darauf, dass sie gut stechen kann, das hat sie mir bei den Schweinen oft genug gesagt.

Sie sagt nichts, nimmt eine Plastikschale mit Blutröhrchen und drückt sie mir in die Hand. Der lässt sich nur von einem Arzt stechen, sagt sie und ich sage, ich bin kein Arzt. Sie nimmt zwei Infusionsflaschen. Aber fast, sagt sie, das muss reichen für den Herrn Wegener.

Das kann nicht sein. Ich nehme ein Blutröhrchen. Das Etikett: Ambros Wegener, 4.5.1978. Diesen Namen gibt es nicht zweimal.

Ambros Wegener heißt wie eine Krankheit. Das kann man im Lehrbuch nachschlagen, Gefäßentzündung mit Knötchenbildung. Obwohl die Krankheit vielleicht bald nicht mehr so heißen wird, weil Wegener, also der, nach dem die Krankheit benannt ist, ein Nazi war.

Ambros Wegener ist kein Nazi, sondern mein Exfreund, und ich will ihm auf keinen Fall Blut abnehmen. Aber das kann ich Ed nicht sagen. Ich muss es machen, weil wenn ich gleich die erste Blutabnahme nicht mache, bin ich bei den Schwestern untendurch.

Vielleicht lässt Ambros sich wirklich nur von einem Arzt stechen. Ich sollte es ihm gleich sagen. Also, hallo Ambros, kennst du mich noch, Arzt bin ich übrigens keiner. Und dann kann ich wieder gehen.

Stimmt was mit den Röhrchen nicht?, fragt Ed. Nein, sage ich, ich kenne nur den Patienten. Woher kennst du den Wegener?, fragt sie und ich sage, aus der Schule. Im Ernst, sagt sie, ist ja lustig.

Der Plastikboden ist frisch geputzt und glänzt. Meine Schuhe quietschen bei jedem Schritt. An Ambros' Zimmertüre hängt ein handgeschriebenes Schild: Personal bitte nicht klopfen. In Krankenhäusern klopft man sowieso nur aus Höflichkeit. Man wartet nicht, bis man hereingebeten wird, man klopft und geht ins Zimmer.

Im ersten Bett liegt ein alter Mann mit geschlossenen Augen und offenem Mund. Sein Gebiss hat sich gelockert. Er schmatzt zwischen zwei Atemzügen und das Gebiss klappert.

Ambros liegt im zweiten Bett. Hinter beiden Betten hängen gerahmte Kinderzeichnungen an der Wand.

Er trägt einen blauen Krankenhauspyjama. Dünn sieht er aus. Er war schon damals in der Schule nicht dick, aber jetzt ist er richtig abgemagert. Aber er hat Haare. Sie sind kurz und schütter, aber es sind Haare. Ich habe nicht geglaubt, dass auf einer Onkologie jemand noch Haare hat.

Ich berühre ihn am Oberarm. Oberarm ist die beste Stelle, sowohl für die Hygiene als auch für die Intimsphäre.

Oberarm geht immer. Das ist weniger nah als die Hand und trotzdem eine stärkende Berührung.

Wir haben das an der Uni geübt. Die Hälfte spielt die Patienten und die Hälfte spielt die Ärzte. Die Patienten sitzen auf einem Sessel und weinen und die Ärzte legen ihnen die Hände auf die Oberarme. Ein paar haben sich nicht getraut oder wollten nicht, weil sie es blöd gefunden haben. Aber an der Uni hat der Oberarm immer funktioniert.

Ambros, sage ich. Er reagiert nicht. Ich greife fester zu und sage noch einmal lauter, Ambros. Der Alte im Nebenbett jammert kurz und ist wieder still. Ambros, sage ich, und schüttele ihn leicht. Er macht die Augen auf und sieht mich an. Guten Morgen, sagt er.

Ambros, sage ich. Er reibt sich die Augen. Ben, sagt er und sieht mich an, den Mantel, das Tablett mit den Blutröhrchen, bist das du? Praktikum, sage ich, seit heute. Wolltest du nicht etwas anderes studieren?, fragt er. Er greift zur Fernbedienung neben dem Bett und stellt das Kopfteil höher. Umdisponiert, sage ich.

Kommst du Blut abnehmen?, fragt er, und ich sage, soll ich jemand anderen holen?

Nein, sagt er, warum? Ed behauptet, du lässt dich nur von Ärzten stechen, sage ich, und Ambros sagt, Ed redet den ganzen Tag nur Scheiße.

Ich lege den Stauschlauch an, nehme die Nadel zwischen Daumen und Zeigefinger und steche zu. Das Blut, das ins Röhrchen fließt, ist hellrot und pulsiert. Das ist nicht gut. Das ist gar nicht gut. Pulsieren heißt: Arterie getroffen.

Ich schließe die Blutröhrchen an. Hoffentlich passiert nichts. Ambros fragt, alles okay? Jaja, sage ich. Nichts ist okay. Ich sitze am Bett meines Exfreundes im Krankenhaus und habe seine Armarterie punktiert. Die Armarterie ist eine Endarterie und das heißt: Wenn sie kaputtgeht, geht der Arm kaputt.

Ich lege den Tupfer auf die Einstichstelle und ziehe die Nadel raus. Fest draufdrücken, sage ich zu Ambros.

Wie geht es dir?, fragt er und ich sage, gut. Ich möchte ihn nach seiner Diagnose fragen, warum er hier ist, was er gemacht hat die letzten Jahre, und während ich noch überlege, sagt er, erzähl, wieso Medizin, was hast du gemacht, wo?

Ich sage, tut mir leid, ich kann jetzt nicht, ich muss zur Visite. Dann komm später wieder, sagt er, du musst mir alles erzählen.

### 3

Oberarzt Wendelin Pomp sitzt im Schwesternzimmer und liest Zeitung. Ich stelle die Blutröhrchen ab und sage, guten Morgen, ich bin der neue Student. Guten Morgen, sagt er, ich bin Pomp. Benjamin, sage ich und gebe ihm die Hand. Ich setze mich zu ihm. Das Hochwasser, sagt er, schrecklich. Die Zeitung titelt mit JAHRHUNDERTHOCHWASSER und einem Foto von einem Feuerwehrboot, das auf einer überfluteten Straße schwimmt. Unsinn, sagt Pomp, Jahrhunderthochwasser ist Unsinn. Warum?, frage ich. Na ja, sagt er, wir haben 2002, woher wollen die wissen, ob im Rest des Jahrhunderts nicht noch ein schlimmeres Hochwasser kommt? Vielleicht meinen sie, dass es das schlimmste Hochwasser seit hundert Jahren ist, sage ich. Nein, sagt er, es hat gerade ein neues Jahrhundert angefangen und wir haben noch achtundneunzig Jahre Zeit.

Ed kommt herein und legt die Mappe mit Patientenkurven auf den Tisch. Pomp schiebt seine Kaffeetasse und die Zeitung zur Seite.

Starten wir mit der Visite?, fragt Ed. Pomp nickt und schlägt die erste Kurve auf.

So, sagt er, wie geht es dem Wegener? Ed sagt, Ben war gerade bei ihm. Wer ist Ben?, fragt Pomp und ich sage, das bin ich. Ach so, sagt er, Benjamin. Wie geht es dem Wegener? Geht ihm ganz gut, sage ich und Pomp sagt, fein. Er streicht ein paar Infusionen weg und schreibt eine Tablette auf.

Was hat er überhaupt?, frage ich und Pomp hält mir die Kurve hin. Melanom steht da, linkes Schulterblatt, Clark Level IV, pT3N0M1. Wenn ich mich jetzt an die Klassifikation erinnern würde. Aber M1 kenne ich. M1 heißt Metastasen. Er hat Metastasen?, frage ich und Pomp sagt, ui, die fehlen ja. Er nimmt seinen Stift und schreibt: 2. Lebermetastasen, 3.

Lungenmetastasen, 4. Meningeosis carcinomatosa.

Meningeosis heißt, Metastasen an den Hirnhäuten. Dura mater, Pia mater, Arachnoidea.

Kurz: Scheißprognose.

Schrecklich, sagt Pomp, oder? Haben wir schon einen Termin für die MR? Ed schüttelt den Kopf.

Wegen der Blutabnahme, sage ich. Welche Blutabnahme, fragt Pomp und ich sage, bei Wegener. Die war vielleicht arteriell. Na ja, sagt Pomp, wir werden ja sehen, ob der Arm kalt wird, und er klopft mir auf die Schulter.

Pomp blättert weiter. So, sagt er, der tote Kobicek. Habt ihr den ins selbe Zimmer gelegt? Ja, sagt Ed, sonst war nichts mehr frei.

Der tote Kobicek, sagt Pomp, will seit drei Monaten sterben und kann nicht. Sie haben ihn von zu Hause zum Sterben ins Altersheim geschickt und dann weiter auf die Neurologie.

Nachdem er dort vier Wochen lang nicht gestorben ist, haben sie ihn wieder ins Heim gebracht. Er ist aber wieder nicht gestorben, also ist er jetzt bei uns. Wie lange schon?, frage ich und er sagt, seit gestern. In einer Woche, sagt er, schicke ich ihn zurück, falls er es bis dahin nicht geschafft hat.

Pomp macht die restlichen Patienten durch, streicht ein paar Medikamente weg und ordnet Untersuchungen an, dann gehen wir los. Ed fragt, wo fangen wir an?, und Pomp sagt, das ist mir egal. Dann nehmen wir gleich Bens Freund, sagt sie.

Der tote Kobicek liegt auf einem Luftkissenbett. Wie meine Schweine, die haben auch so eins.

Der Motor am Fußende surrt und ein Schlauch bläst Luft in die Matratze. Auf dem Schlauch steht in gelben Klebebuchstaben „CPR“. Das heißt, man kann bei einer Reanimation den Schlauch aus dem Motor ziehen und die Matratze fällt in sich zusammen, damit man einen harten Untergrund für die Herzdruckmassage hat. Nicht, dass das für Kobicek wichtig wäre, aber die Technik ist da.

Das Bett verhindert Druckgeschwüre, was genauso angesichts der Gesamtsituation sowohl für Kobicek als auch die Schweine egal wäre, aber den Tierschützern nicht. Oder den Angehörigen.

Edna, sagt Pomp, nimm bitte das Gebiss raus, sonst erstickt er noch an seinen Zähnen.

Ambros hat Kopfhörer auf den Ohren und liest. Er hat eine normale Matratze und an seinem Bett ist kein Motor. Ich versuche, einen Blick auf seinen Arm zu kriegen.

Sieht rosig aus. Zumindest ist er nicht kreideweiß. Und wenn ich wirklich die Arterie kaputt gemacht hätte, könnte er nicht so ruhig lesen.

Pomp geht weiter zu Ambros und spricht ein paar Worte mit ihm, aber ich höre nicht genau hin, weil ich Ed zusehen muss, wie sie dem toten Kobicek mit Handschuhen zuerst die Oberkieferprothese und dann die Unterkieferprothese entfernt. Es macht ein schmatzendes Geräusch.

Sobald ich den Termin weiß, sage ich es Ihnen, sagt Pomp und Ambros nickt. Ich will nach Hause, sagt er, und Pomp sagt, das verstehe ich.

Ich stelle mich hinter Pomp und winke Ambros zu. Er lächelt mich an und Pomp dreht sich kurz um. Sie können das ja mit Benjamin besprechen, sagt er, Sie kennen sich ja besser. Wiedersehen, sagt er, und geht aus dem Zimmer.

Was sollen wir besprechen?, frage ich Ambros und er sagt, keine Ahnung, es geht nur um den Termin für die MR.

Aber jetzt erzähl, fragt er, was hast du gemacht die letzten Jahre?

Ich erzähle ihm vom Zivildienst im Altersheim, vom Studium, den Urlauben, Festivals und so weiter, und dann frage ich, und du, wolltest du nicht weg aus der Stadt und studieren?

Wollte ich, sagt er, aber es war kein Geld mehr da, also bin ich geblieben, hab gearbeitet, gekellnert und so, und nebenbei fotografiert. Und deine Mutter, sage ich und er sagt, weggezogen. Wo wohnt sie jetzt?, frage ich und er sagt, keine Ahnung, irgendwo in Deutschland mit ihrem Typen.

Ich hole Pomp und Ed zwei Zimmer weiter ein. Am Türschild steht nur ein Name: Follert.

Du solltest wissen, sagt Ed zu Pomp, dass sie ihre Blutdrucktabletten immer noch nimmt.

Warum?, fragt Pomp, die habe ich doch abgesetzt und Ed sagt, sie hat eine Packung im Nachtkästchen. Pomp sagt zu mir, Frau Follert hat ein Zungengrundkarzinom und ein Loch in der Wange. Sie nimmt eine Tablette, die fällt durch das Loch wieder raus und dann nimmt sie sie nochmal.

Ich frage, warum macht sie das? Wahrscheinlich, sagt Pomp, hat ihr der Hausarzt irgendwann gesagt, dass sie stirbt, wenn sie die Blutdrucktabletten nicht nimmt.

Wir gehen ins Zimmer. Es riecht nach einem Raumspray mit Zitrusaroma und dazu, ganz leicht, nach faulem Fleisch.



Frau Follert, wie geht es Ihnen?, fragt Pomp und sie sagt, es geht mir gut. Sie hält sich ein Taschentuch vor den Mund und fängt damit den Speichel auf, der ihr beim Reden aus dem Mund läuft. Die rechte Seite ihres Gesichts ist von einem Verband verdeckt.

Gut, sagt Pomp, aber es gibt doch sicher etwas, das Sie stört. Der Geruch, sagt sie, der Geruch stört mich schon. Und Schmerzen?, fragt Pomp, und sie sagt, nur der Geruch, aber da kann man nichts machen. Pomp sagt, da kann man schon etwas machen, Schwester Edna macht Ihnen dann einen schönen Verband.

Möchten Sie eine Tablette zum Schlafen?, fragt Pomp. Nein danke, sagt Frau Follert, es ist nur der Geruch.

Nach der Visite sagt Pomp, willst du einen Kaffee? Ich sage ja, holen wir uns einen. Nicht auf der Station, sagt Pomp, da können uns die Schwestern sehen.

Das ist überall gleich. Wenn man mit der Visite fertig ist, muss man möglichst schnell von der Station verschwinden. Auch, wenn man nichts zu tun hat, weil wenn man auf der Station bleibt, fällt irgendeiner Schwester garantiert irgendeine Arbeit ein. Chirurgen haben es gut, die können sich im OP verstecken. Wir haben keinen OP, aber eben den Kaffeeautomaten im Erdgeschoß und eine Raucherterrasse.

Ich bin dann doch auf die Station zurückgegangen und Ed hat mich sofort erwischt. Sie fährt mit dem Verbandswagen zu Frau Follerts Zimmer. Hilfst du mir?, fragt sie. Sicher, sage ich, was soll ich tun? Wir gehen zum Zimmer.

Sei nett zu Frau Follert, sagt sie, sie hat letzte Woche versucht, sich aufzuhängen. Wie, sich aufzuhängen, sage ich, hier? Ja, hier, sagt Ed, aber sie hat es mit dem Infusionskatheter versucht und hat ihn sich dabei rausgerissen. War eine Sauerei mit der Infusion, sagt sie, aber sonst ist nichts passiert. Geht es ihr jetzt besser?, frage ich und sie sagt, der Psychiater ist zufrieden. Sie klopft an die Türe.

Hallo, Frau Follert, sagt sie, wir machen jetzt den Verband. Frau Follert nickt und fährt mit den Fingern unter den Tupfer über ihrer Wange und kratzt sich.

Halt das hier, sagt Ed und drückt mir zwei Packungen Tupfer in die Hand. Sie legt ein grünes OP-Tuch auf den Verbandswagen und bereitet ihre Sachen vor. Sie nimmt mir die Tupfer ab, öffnet die Verpackung und lässt die Tupfer auf das Tuch fallen.

Sie stellt eine Tasse mit einer grünen Flüssigkeit hin. Das riecht wie Tee, sage ich und sie sagt, das ist auch Tee, Salbeitee, gegen den Geruch.

Zieh dir Handschuhe an, sagt Ed, und zieh bitte den Tee in ein paar Spritzen auf. Sie bereitet die restlichen Sachen vor und ich gebe ihr die Spritzen.

Ed entfernt den Verband. Es ist kein komplizierter Verband, nur Tupfer, die mit Klebeband fixiert sind.

Mir wird schlecht. In Frau Follerts Wange ist ein Loch, durch das man ihre Zähne sehen kann. Die Ränder der Wunde sind dick und rot.

Immer, wenn mir schlecht wird, drücke ich die Zunge fest gegen den Gaumen und rolle die Zehen ein. Dann stehe ich so da und halte die Spannung, bis die Übelkeit nachlässt. Meistens hilft das, die Übelkeit ebbt langsam ab und tritt in den Hintergrund. Jetzt nicht, mir ist immer noch schlecht. Ich versuche, nicht hinzusehen. An der Wand über dem Bett hängen eine Kinderzeichnung und ein Kreuzifix aus Holz.

Nimm das, sagt Ed und drückt mir einen Packen Tupfer in die Hand, und halt das da hin. Ich halte die Tupfer an Frau Follerts Hals, knapp unterhalb der Wunde. Ed nimmt die erste Spritze mit Salbeitee. Sie spült die Wunde, zuerst an den Rändern, dann in der Mitte über dem Loch. Einmal spritzt sie zu fest und Frau Follert hustet.

Tut das gut?, fragt sie und Frau Follert nickt. Ich spüre den warmen Tee durch die Handschuhe.

Ed macht den Verband fertig. Ganz zuunterst kommt eine Auflage mit Kohlebeschichtung, gegen den Geruch. Darüber legt sie große Tupfer und klebt sie mit Pflasterstreifen fest.

Brauchen Sie noch etwas?, fragt Ed und Frau Follert sagt, Eis.

Wie bitte?, sage ich, und sie sagt noch einmal lauter, Eis, bitte kann ich Eis haben. Holst du es bitte, sagt Ed, ich mache das hier inzwischen fertig.

Die Schwestern machen Eis in Urinproberöhrchen. Das funktioniert wie Paiper-Eis, nur kleiner und dünner. Sie machen Zitrone, Himbeere und Cola, aber sie frieren alles ein, was die Patienten wollen, Bier, Prosecco, Milch und so weiter. Ich gehe zum Kühlschrank und

nehme eines von jeder Sorte mit. Eis in Urinproberöhrchen ist eine seltsame Idee. Aber so haben die Patienten einen Kühlschrank voll Eis und die ganzen Röhrchen eine sinnvolle Verwendung.

Ed hat den Verband wieder fertig gemacht und das Fenster geöffnet. Es riecht nach Salbeitee.

Welche Sorte wollen Sie?, frage ich und Frau Follert zeigt auf das Colaeis. Ich schiebe es ein Stück weit aus dem Röhrchen und berühre ihre Lippen mit dem Eis. Sie nimmt es in die Hand und saugt.

Ed zieht die Handschuhe aus und sagt, ich nehme Zitrone. Für mich bleibt Himbeere.

Wir bleiben bei Frau Follert und lutschen unser Eis, Ed und ich, und am Ende werfen wir die leeren Röhrchen auf den Tisch mit dem Verbandszeug. Ed holt eine Tube mit Lippenbalsam aus einer Lade und drückt eine kleine Wurst heraus.

Sie verteilt die Creme mit dem Zeigefinger zuerst auf Frau Follerts Unterlippe, dann auf der Oberlippe. Sie nimmt noch etwas mehr und cremt die Mundwinkel ein.

Wegen der Aussicht, hat der Klassenvorstand gesagt, wegen der Aussicht sollen wir hinaufgehen, und ich habe mir gedacht, nie im Leben gehe ich auf den Petersdom rauf. Aber dann ist Ambros gegangen und ich auch.

Ich habe noch nie eine so enge Wendeltreppe gesehen. Beim Hinaufgehen kann man sich mit den Händen ein paar Stufen weiter oben abstützen, wie beim Bergsteigen. Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn jemand hier drin eine Panikattacke bekäme. Zum Glück ist Ambros relativ robust und ich habe vorhin heimlich ein Bier getrunken.

Das Treppenhaus ist eng und so schief, dass ich den Oberkörper schräg halten muss, um weiterzukommen. Wenn man die Ellenbogen ausstreckt, scheuert man links und rechts an den gefliesten Wänden. Ambros schaut zurück und sagt, Marius, beeil dich. Seit zwei Tagen nennt er mich Marius. Wahrscheinlich, weil es lateinisch klingt.

Wir treten auf eine Aussichtsplattform hinaus. Ich schaue auf die Stadt und stelle mir vor: fliegen. Ambros, sage ich, kannst mir eine schnorren? Er klemmt seine Zigarette in den Mundwinkel. Selbst gedreht. Er holt den Tabak raus, die Papers, den Filter. Er hat eine kleine Maschine zum Selberdrehen, stellt sie auf dem Steingeländer ab. Aber mit einer Maschine geht das Coole am Selberdrehen verloren. Schön werden sie aber, die Zigaretten. Bitte schön, sagt er und ich sage, danke, hast du mal Feuer?

Die Mädels wollen schon wieder runter. Zu kalt ist es und langweilig. Außerdem wollen sie auf einen Kaffee gehen und, wenn möglich, vorher den Papst sehen. Der Klassenvorstand geht mit. Wir sollen nachkommen, in zehn Minuten. So lange wollen sie warten, ob der Papst aus einem Fenster winkt.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Papst aus dem Fenster winkt. Wahrscheinlich ist er nicht einmal da, sondern auf Auslandsreise. Und wenn er da wäre, hat er als Papst sicher Wichtigeres zu tun als Schülern zuzuwinken.

Aber wenn, dann müsste man natürlich ein Foto machen. Ambros könnte das, er hat eine Polaroid. Die Kameratasche steht neben ihm auf dem Boden.

Willst du nicht die Aussicht fotografieren?, frage ich und er sagt, Aussichten fotografiere ich nicht. Dreißig Fotos hat er schon gemacht, seit wir hier sind, aber keine einzige Aussicht, kein Gebäude. Nur Kunstfotos, und die fertigen Polaroids ordnet er dann in eine kleine Kiste. Er schüttelt sie nie. Polaroids muss man schütteln, während sie entwickeln, aber Ambros sagt, seine Polaroids brauchen das nicht.

Ich hole meine Kamera raus. Irgendjemand muss ja die Touristenfotos machen. Nur mehr vier Fotos übrig. Ich fotografiere die Aussicht, gegen die Sonne. Dann lege ich einen leeren Film ein und stecke den vollen Film in die Dose.

Ich mache die Jacke zu, mir ist kalt. Ambros steht im T-Shirt da und hat die Jacke über die Kameratasche gelegt. Er sagt, hast du gehört, heute Abend ist Zimmerparty bei den Mädels, gehst du hin?, und ich frage, gehst du?

Ambros zuckt mit den Schultern, sagt, schauen wir mal, und setzt sich auf einen kleinen Mauervorsprung. Schau, sage ich, und stupse mit der Schuhspitze seine Schuhspitze an, dieselbe Marke.

Seit wir auf dem Petersdom waren, nennt er mich nicht mehr Marius.

Wir stehen auf dem Balkon vor dem Hotelzimmer und rauchen. Der Balkon ist winzig und gerade groß genug, dass wir beide Platz haben.

Ben, du, Ben, sagt Ambros, hast du schon gehört, der Harald hat zu Hause schon Internet? Ich weiß nicht genau, was Internet ist, aber ich will mir auch nichts anmerken lassen und sage, wirklich, hat er das?

Weißt du, was man damit alles machen kann, sagt Ambros, und ich sage, klar, und er sagt, da kann man alles Mögliche runterladen. Was kann man da runterladen?, frage ich und Ambros: Bilder runterladen kann man, der Harald hat ganze Diskettenschachteln voll.

Niemand hat ganze Diskettenschachteln voller Bilder, so viele Bilder hat niemand. Aber für gewöhnlich übertreibt Ambros nicht. Jetzt bin ich natürlich neugierig und frage, was macht er damit? Auf CD brennen, sagt Ambros, er verkauft an der Schule CDs.

Das mit den Bildern wäre nicht schlecht, aber auf CD brennen ist mir zu teuer. Der Harald verlangt einen Fünzfziger pro CD, das kann ich mir nicht leisten. Höchstens für ein Spiel, aber selbst das ist Wucher. Außerdem halte ich den Harald nicht aus, und dann soll ich hingehen und ihn um eine CD bitten, nein danke.

Ich möchte Ambros fragen, warum er mich nicht mehr Marius nennt, warum er auf einmal aufgehört hat, obwohl wir immer noch in Rom sind. Habe ich etwas Falsches gesagt? Das Gesicht verzogen vielleicht? Ich weiß es nicht, aber ich traue mich auch nicht zu fragen. Ein paarmal traue ich mich fast, aber bevor ich mich zwingen kann, zu fragen, dreht drinnen jemand Bush auf. Jetzt wird getanzt, ich muss schnell rein.

Wenn schon mal Bush gespielt wird, und noch dazu Machinehead. Das ist nach dem ganzen Techno der erste vernünftige Song.

Ich werfe die Zigarette vom Balkon und drücke mich an Ambros vorbei zur Türe.

Die Fingerfallen hat, glaube ich, die Dani mitgebracht. Alle sitzen am Bett oder auf dem Boden, auch Ambros, und wollen spielen.

Das geht so: Jeweils zwei Leute spielen zusammen. Jeder steckt auf einer Seite einen Finger in die Fingerfalle. Und dann geht es darum, wer sich als Erster befreit.

Das ist eigentlich kein Spiel, eher ein Scherzartikel. Und wenn man ein Spiel daraus macht, ist es kindisch. Aber nach dem Bier und den Zigaretten ist es dann doch ganz lustig. Warum Ambros mitmacht, frage ich mich aber schon. Er hat als Einziger hier drin keinen Tropfen getrunken. Ambros trinkt nie. Er hat eigentlich noch nie erzählt, warum, aber ich habe ihn auch nie gefragt.

Es geht los. Harald hat sich Dani geschnappt und alle anderen haben sich auch schon zusammengefunden, also bleiben nur Ambros und ich. Ambros hat schon eine Fingerfalle in der Hand. Harald lacht und sagt, geht schon Benjamin, musst ihn dem Ambros reinstecken. Meine Ohren werden heiß. Ich will sagen, Harald, halt den Mund, aber Ambros hat den Finger schon drin und hält mir die Falle hin. Jetzt muss ich. Alle schauen mich an. Ich stecke meinen Finger rein. Harald stöhnt. Na dem werde ich was erzählen nachher.

Harald sagt, ich stoppe die Zeit, ich habe eine Casiouhr. Er hat die beste Casiouhr, die mit dem eingebauten Taschenrechner und den vielen Tasten. Aber eine Uhr mit Stoppuhrfunktion haben mehrere von uns, und bevor sie zu streiten beginnen, wer stoppen darf, sagt Dani, dann stoppt ihr halt alle, ich zähle bis drei und dann los.

Harald grinst Dani an. Der will jetzt alles andere als aus der Falle raus, der würde am liebsten den ganzen Abend da drinbleiben.

Ambros nimmt mit seiner freien Hand meine gefangene Hand und hält sie fest. Ich frage, was soll das, und er sagt nichts. Er bewegt seinen Finger in der Falle nach vorne, zu meinem Finger, bis sie sich berühren. Aber nicht ganz, nur fast, so, dass man gerade spüren kann, dass da ein anderer Finger ist. Dann lockert er das Plastikgeflecht der Fingerfalle und schiebt den Finger weiter gegen meinen, bis sie fest aneinanderstehen. Und dann entspannt sich die Falle und Ambros lässt meine Hand los, streicht auf meinem Handrücken nach vorne und schiebt langsam, mit Daumen und Zeigefinger, die Falle entlang meines Fingers nach vorn und wir sind frei.

Ambros zieht sein T-Shirt aus und wirft es auf seinen Polster. Was sollte das jetzt, frage ich und er sagt, von was sprichst du. Von dem Streicheln da drüben, sage ich, ich spreche von dem Streicheln da drüben. Was sollte das, sage ich, bist du eine Schwuchtel oder was, und er setzt sich aufs Bett und sagt nichts.

Ich schreie ihn an, sag schon, bist du eine Schwuchtel?, und er schreit zurück, schrei mich nicht an, du bist betrunken. Er springt auf und wirft seinen Polster auf den Boden.

Wie er dasteht und die Fäuste ballt. Neben ihm auf dem Boden der Polster und das T-Shirt. Ich packe ihn bei den Schultern. Ich bin nicht betrunken, sage ich, und ich meine das ernst. Ich stoße ihn weg und er stößt zurück. Ich schlage ihm mit der Hand ins Gesicht. Fass mich nicht an, schreie ich. Er wirft sich mit dem ganzen Gewicht auf mich und wir stürzen. Ich versuche, ihm den Arm zu verdrehen, aber er packt mich an den Handgelenken und fixiert mich auf dem Boden.

Ja, sagt er. Ich sage, was meinst du mit ja. Er atmet schnell. Er schwitzt ganz leicht auf der Stirn. Er lässt meine Handgelenke los und verlagert sein Gewicht auf seine Knie und kommt mit seinem Gesicht nah an mein Gesicht. Ich spüre meine Erektion. Ja, sagt er und küsst mich auf den Mund.

Ambros Wegener heißt wie eine Krankheit und schmeckt überall ein wenig salzig, außer auf den Lippen.

Ich habe meine Station verschlafen. Ich steige beim nächsten Halt aus und mache mich zu Fuß auf den Weg nach Hause.

Mein Handy piepst. Mein Vater schreibt, sind am Flughafen, bitte schalt die Kaffeemaschine aus. Ich schreibe zurück, schönen Urlaub. Er schreibt, wie war dein erster Tag?, und ich schreibe zurück, ganz gut.

Pomp ist sympathisch. Aber ein komischer Kerl, Internist halt, die sind wie früher in der Schule die Streber. Er hat aber eine realistische Art, der sagt einfach direkt, was er denkt.

Neben der Straße sind zwei Erdbeerfelder. Im Juni verkaufen sie die Erdbeeren in Fünf-Kilo-Kisten in Holzschuppen. Man kann sie auch selbst pflücken, und alles, was man dabei isst, muss man nicht bezahlen. Als Kind habe ich manchmal auf dem Heimweg rote Erdbeerkotze hinterlassen.

Jetzt im August sind nur noch kaputte Pflanzen übrig und die Holzschuppen stehen leer. Auf der anderen Straßenseite ist ein kleiner Bach. Soll heißen, normalerweise ist er klein. Jetzt ist er dreimal so breit wie sonst. Ein Haus liegt direkt am Bach und am Ufer stehen Sandsäcke.

In dem Wald beim Erdbeerland haben Ambros und ich uns zuletzt gesehen, vor fünf Jahren, bei der Sache mit den Dinosauriern, und danach nicht wieder. Und jetzt liegt er auf meiner Station. Durchmetastasiert.

Ich schließe die Haustüre, werfe meinen Rucksack auf den Boden und mache mir einen Cappuccino.

Ambros liegt jetzt wahrscheinlich neben dem toten Kobicek und starrt die Decke an. Oder liest irgendwas. Vielleicht sollte ich auch etwas lesen. Vielleicht über Melanome.

Ich nehme einen Schluck Kaffee. Kaum habe ich hinuntergeschluckt, läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Mir wird schwindlig und es schüttelt mich. Ich laufe zum Klo, schaffe es nicht ganz und kotze auf den Boden. Es riecht nach Magensäure und Kaffee. Ich kotze ein zweites Mal, aber diesmal in die Klomuschel. Auf meinen Lippen steht Milchschaum.

Ich sitze neben dem Klo und wische mir den Mund mit Klopapier ab. Wahrscheinlich habe ich auch Hirnhautmetastasen. Schwindel und Übelkeit sind oft die ersten Symptome. Okay, Hirnhautmetastasen sind nicht die häufigste Ursache für Schwindel und Übelkeit, aber ausgeschlossen ist es nicht. Und wenn Ambros das mit vierundzwanzig kriegen kann, warum nicht auch ich?

Ich bleibe ein paar Sekunden sitzen, stehe dann auf, stütze mich an der Klomuschel ab und warte, ob noch etwas kommt. Den Cappuccino leere ich in den Ausguss und suche im Medikamentenschrank nach einer Tablette gegen Übelkeit.

Ich nehme die Tablette und liege zwanzig Minuten auf der Couch, bis sie wirkt, dann gehe ich in mein Zimmer. Der Schwindel ist durch die Tablette schlimmer geworden, aber die Übelkeit ist weg.

Ich habe mein letztes sauberes T-Shirt angekotzt. Ich werfe es zur Wäsche und wasche mir die Hände und den Mund. Ich suche im Kleiderschrank in meinem alten Kinderzimmer und finde ein Langarmshirt. Es riecht muffig und mir wird wieder ein bisschen schlecht.

Auf das Shirt sind ein rosa Wal und ein Schriftzug aufgedruckt: „Kunstgeschmack ist wirklich unwichtig“.

Damals war das cool, ziemlich cool, und ich habe das Shirt sogar auf die Auslandswoche nach Rom mitgenommen.



Ich habe ein Lymphom. Ich bin ganz sicher. Oder ein Schilddrüsenkarzinom. Es kann gar nichts anderes sein. Ich habe es im Internet eingegeben, Diagnose Lymphknoten am Hals. Ich glaube natürlich nicht alles, was im Internet steht, aber im Pathologiebuch habe ich auch nachgesehen. Deshalb sitze ich nach der Morgenbesprechung im Ultraschallzimmer und warte auf Pomp.

Mit Glück ist es ein niedrig malignes Lymphom und mir bleiben noch fünfzehn oder zwanzig Jahre. Aber wenn es ein anaplastisches Schilddrüsenkarzinom ist, was dann? Tumorverdopplungszeit achtundvierzig Stunden. Dann ist alles vorbei. Obwohl, den Lymphknoten habe ich schon bestimmt eine Woche, und größer ist er seither nicht geworden. Ich habe ihn abgemessen. Mit den Fingern habe ich ihn abgemessen und dann die Finger vom Hals zum Lineal bewegt, ohne den Abstand zu verändern. Zwei Zentimeter.

Ich höre auf der anderen Seite des Vorhangs die Türe aufgehen. Hallo, sagt Pomp, ist jemand drin? Hallo, sage ich. Pomp kommt auf meine Seite des Vorhangs und schaut auf mein Shirt mit dem rosa Wal. Weißt du, wer das gesagt hat?, fragt Pomp. Was, frage ich und er sagt, na der Spruch auf deinem Shirt, der ist von Jeff Koons. Aha, sage ich und er, kennst du den nicht, das war der Ehemann von Cicciolina. Aha, sage ich, wer ist Cicciolina? Ein italienisches Busenmodel, sagt er, nicht so wichtig. Was sollen wir schallen?

Den Lymphknoten, sage ich und zeige mit der rechten Hand hin, hier, am Hals. Seit wann hast du den?, fragt Pomp und ich sage, eine Woche. Okay, sagt er, dann leg dich mal hin. Ich glaube, er glaubt, dass ich spinne. Ich glaube es ja selbst ein bisschen. Aber wenn er mich schon schallen kann, warum nicht, weil bevor ich wochenlang Angst habe, soll er glauben, was er will. Pomp schallt und ich versuche, mich an die Bilder aus dem Internet zu erinnern. Lymphom, Karzinometastase, Abszess, normaler Lymphknoten.

Gott sei Dank, normaler Lymphknoten. Vielleicht mit einem ganz kleinen Abszess vorne an der Spitze, aber bösartig sieht er nicht aus. Alles in Ordnung, sagt Pomp und steckt den Schallkopf zurück in die Halterung.

Ben, wir müssen noch reden, sagt Pomp. Wahrscheinlich will er mir jetzt sagen, dass er mich für einen typischen Studentenhypochonder hält. Du hast Blut abgenommen, sagt Pomp, auf der Station. Ich sage, aber es war eh nicht arteriell. Nein, sagt Pomp, und das wäre auch egal, aber es geht um Blutabnahmen generell, und um die Schwestern. Aha, sage ich. Keine Ahnung, worauf er hinauswill. Er setzt die Lesebrille ab. Er setzt sie nicht normal ab, sondern die Brille kann man am Steg bei der Nase einfach auseinandernehmen. Er nimmt mit je einer Hand eine Hälfte der Brille, steckt den Magneten am Steg wieder zusammen und verstaut die Brille in der Brusttasche. Ben, sagt er, hörst du mich? Jaja, sage ich. Du solltest nicht Blut abnehmen, weil das Schwesternarbeit ist, und wenn du den Schwestern die Arbeit abnimmst, halsen sie dir sofort noch mehr auf, und dem Rest von uns auch.

Okay, sage ich, keine Blutabnahmen. Keine Blutabnahmen, sagt er, kein Blutdruckmessen, keine Spritzen.

Willst du noch hierbleiben, fragt Pomp, und beim Ultraschall zusehen?

Ultraschall ist sterbenslangweilig. Am liebsten würde ich gleich auf die Station gehen und Blut abnehmen, aber das kann ich Pomp jetzt nicht sagen.

Er holt die erste Patientin ins Zimmer. Auf dem Zuweisungszettel steht Aloisia Huber, geboren 1939, Mammakarzinom, Nachsorge. Bitte nehmen Sie auf der Liege Platz, sagt Pomp, und machen Sie den Bauch frei. Dann zieht er den Vorhang zwischen uns und der Patientin zu.

Wir warten ein paar Minuten, er liest sich die Befunde durch und legt einen neuen Befund an. Wir sollen einen Bauchultraschall machen. Bauchultraschall, sagt Pomp, ist leicht, weil sich die Organe nicht bewegen. Herz ist schwieriger.

Ich ziehe den Vorhang zurück und da liegt Frau Huber splitternackt auf der Liege. Auf dem Bauch. Frau Huber, sagt Pomp, können Sie sich bitte umdrehen. Sie dreht sich um und ich decke ihre Scham und die Beine mit ihrem Mantel zu. Es ist ein brauner Stoffmantel mit goldenen Schnallen. Dann setze ich mich auf meinen Platz und Pomp dreht das Licht ab.

Wir schallen nach Frau Huber noch drei weitere Patienten, einen jungen Mann, der von seiner Knochenmarkbiopsie noch so sediert ist, dass er die ganze Untersuchung verschläft, eine Lehrerin, die alle ihre Organe ganz genau erklärt bekommen will, und einen Herzultraschall, der so dick ist, dass Pomp danach zu mir sagt, Herz vorhanden, und in den Befund schreibt, bei miserablen Schallverhältnissen in etwa normale Ejektionsfraktion. Ich lese kurz „Ejektionsfraktion“, aber nur kurz, und ich glaube, mein Grinsen hat niemand bemerkt.

Ambros fragt, kannst du mir meine Fernshekarte aufladen? Sicher, sage ich, wie geht das?, und er sagt, es gibt einen Automaten im Erdgeschoß. Er zieht sich am Galgen nach oben, kramt im Nachtkasten und gibt mir die Karte.

Der Galgen, das ist die Metallstange am Kopfende des Krankenbetts, die mit dem Plastikgriff und den ausgedruckten Schildern, die man darauf hängen kann. Keine Ahnung, warum das Galgen heißt. Ist wahrscheinlich historisch bedingt und kommt aus der Zeit, in der die Kranken noch zu zwanzigst im Saal gelegen sind und alle zur Visite kerzengerade neben dem Bett stehen mussten. Nackt bis auf die Unterhose, versteht sich, für die Untersuchung. Und die, die nicht mehr stehen konnten, sind nackt unter der Decke gelegen.

Die alten Ärzte erzählen immer die Geschichten von damals, wie aus dem Krieg. Die haben sich damals die Nadeln noch selbst geschliffen und sind dann zur Visite gegangen oder in den OP. Oder beides gleichzeitig. Sogar Ärzte um die vierzig erzählen schon so was, und die waren sicher nicht selber dabei.

An Kobiceks Galgen hängt ein Schild mit der Aufschrift „Angehörige zum Arzt“ und bei Ambros „Nüchtern“. Jemand hat davor mit Edding „SELTEN“ hingemalt. Selten nüchtern?, frage ich. Was meinst du, sagt er und ich zeige auf das Schild. Ach das, sagt Ambros, das war Ed. Sie bastelt Schilder für mich. Sie hängt sie immer über mein Bett, sagt er, nur um mich zu ärgern. Sie macht das jedes Mal, wenn ich da bin. Bist du öfter hier?, frage ich und er sagt, oft genug.

Wusste ich nicht, sage ich und er sagt, jetzt weißt du es ja. Ben, sagt er, wolltest du nicht Betriebswirtschaft machen? Ja, sage ich, aber mir waren die Studienkollegen zu unsympathisch. Und dann machst du ausgerechnet Medizin, sagt er, waren da bessere Kollegen? Na ja, sage ich, nicht wirklich.

Ich habe mir immer gedacht, sagt Ambros, ich würde gerne etwas studieren, irgendetwas, aber mit möglichst wenigen Studienkollegen mit aufgestellten Poloshirtkrägen. Zum Glück habe ich heute das Walfischshirt an und kein Poloshirt vom Krankenhaus. Obwohl, ich würde natürlich niemals den Kragen aufstellen. Das ist etwas für Juristen und Betriebswirtschaftler. Okay, bei den Medizinern sieht man die aufgestellten Krägen auch, aber es hat ja auch etwas Gutes: Aufgestellte Poloshirtkrägen und Bootsschuhe markieren die Idioten ziemlich zuverlässig. Um die kann man dann einen Bogen machen. Sind sowieso meistens uninteressante Typen, Papas Lieblingssöhnchen aus reichem Haus und so.

Mein Vater ist nicht reich. Als Versicherungstyp geht das nicht. Wir sind jetzt nicht arm, wir haben ein Haus und eine Ferienwohnung und das alles, aber ich fahre nicht im Mercedes an die Uni.

Und, frage ich, was hast du gemacht, die ganzen Jahre? Bevor ich krank geworden bin, sagt er, habe ich ein bisschen gearbeitet, gekellnert, so was. Und fotografiert. Was hast du fotografiert?, frage ich und er sagt, ich habe ein Projekt. Wenn du willst, zeige ich dir mal was, aber ich habe nichts mit. Wenn ich rauskomme, sagt er, später mal.

Dasselbe wie früher, frage ich, oder Landschaften? Keine Touristenfotos, sagt er, und sicher keine Landschaften. Landschaften sind das Schlimmste. Ist schwer zu erklären, sagt er, Dinge und Menschen, Porträts, alles in Polaroid.

Würde mich interessieren, sage ich und er fragt, Landschaften? Nein, deine Fotos, sage ich, dein Projekt.

Warum bist du eigentlich auf der Onkologie, fragt er, ist doch depressiv hier. Ja, sage ich, aber ich habe ein Praktikum gebraucht und Ed hat es mir organisiert. Ed?, fragt er, und ich sage, ja, ich kenne Ed von den Schweinen. Welche Schweine?, fragt er und ich sage, erzähl ich dir später, ich muss noch arbeiten.

Also heute Nachmittag, sagt er, ich lade dich auf einen Hagebuttentee ein.

Ist gut, sage ich und er gibt mir zwanzig Euro. Für die Fernsehkarte, sagt er.

Für Herrn Otto muss alles seine Ordnung haben. Die korrekte Anrede, sagt er, ist nicht „Herr Grawöger“. Ich bin Ingenieur. Hören Sie mal, sagt er, das reimt sich sogar, Ingenieur Grawöger. Er holt ein Taschenmesser und einen Apfel aus seiner Reisetasche. Aber nennen Sie mich bitte einfach Herr Otto.

Ich schreibe „Ing.“ neben seinen Namen auf das Aufnahmeformular. Herr Otto ist, das steht links oben auf dem Formular, am dreiundzwanzigsten April 1922 geboren. Außerdem steht da noch, „Hauptdiagnose: Metastasierendes Lungenkarzinom“, und in der nächsten Zeile „Aufnahmegrund“, dann ein Doppelpunkt und eine leere Zeile.

Herr Otto kommt zur Aufnahme, und ich muss den Status machen, also die Untersuchung, die jeder Patient braucht. Wozu, weiß ich nicht, weil Pomp hat ihn aus der Ambulanz geschickt, aber jeder Patient braucht die Aufnahmeuntersuchung, da kann man nichts machen, also sitze ich in Herrn Ottos Zimmer. Er sieht ganz gut aus für einen Achtzigjährigen. Ein bisschen dünn, aber nicht schwer krank.

Ed hat gesagt, Herr Otto kommt immer mit irgendwelchen Beschwerden, Atemnot, Schmerzen, Schwäche, eigentlich aber immer dann, wenn seine Frau überlastet ist und nicht mehr kann. „Soziale Indikation zur Aufnahme“ heißt das, aber das darf ich nicht auf das Formular schreiben, also frage ich, Herr Otto, was bringt Sie zu uns? Herr Otto sagt, es geht mir gut. Das ist schön, sage ich, aber was bringt Sie heute ins Krankenhaus? Die Rettung, sagt er, klappt sein Taschenmesser auf und schneidet ein Stück von seinem Apfel ab.

Lachen Sie ein bisschen, sagt er, das war ein Witz, wollen Sie einen Apfel? Er hält mir ein Stück hin. Nein danke, sage ich und setze den Stift auf das leere Feld, warum hat die Rettung Sie ins Krankenhaus gebracht?

Ich war Betriebsrat, sagt er, ich bin gerne unter Leuten. Aber deshalb werden Sie ja nicht gekommen sein, sage ich und er sagt, nein, ich bin hier, weil ich Fieber habe.

Sie haben sechsunddreißig Komma acht Grad, sage ich, das ist kein Fieber. Doch, sagt er, für mich schon. Zu Hause habe ich immer Untertemperatur, und alles über sechsunddreißig Grad ist für mich Fieber.

Wenn ich einen Euro hätte für jedes Mal, wenn mir jemand die Geschichte mit der Untertemperatur erzählt. Es gibt keine Untertemperatur. Unterkühlung ja, aber keine Untertemperatur. Damit kenne ich mich aus, wegen der Schweine. Fiebermesser sind einfach unterhalb von siebenunddreißig Grad ungenau, und außerdem messen die Leute oft falsch. Ich könnte versuchen, es Herrn Otto zu erklären, aber das hat bei ihm, glaube ich, keinen Sinn.

Natürlich, sage ich, aber welche Beschwerden haben Sie denn? Es geht mir gut, sagt Herr Otto, nur die Luft. Die Luft, sage ich. Die Luft, sagt er.

Ich schreibe „akute Atemnot“ in das Formular. Ich mag Formulare. Es müssen aber Papierformulare sein. Ich mag nicht das Ausfüllen, sondern den Reiz, den ein leeres Feld ausübt. Wenn man es ausfüllt, ist der Reiz verloren.

Als Kind habe ich eine ganze Lade voll gehabt. Ich habe Anträge aus Ämtern gehabt, Zollanträge aus Amerika und britische Zettel vom Flughafen, auf glattem Papier, das komisch roch.

Ich habe sie nie ausgefüllt und ich weiß auch nicht, was aus ihnen geworden ist, aber als Kind war es schön, die Lade zu öffnen und die Formulare anzusehen.

Herr Ottos Sauerstoffbrille sitzt schief. Beide Öffnungen sind im selben Nasenloch. Herr Otto nimmt ein Stück Apfel in den Mund, kaut und schluckt, und atmet durch den Mund. Darf ich, sage ich und rücke die Sauerstoffbrille zurecht. Danke, sagt er, die Luft. Er legt das Messer und den restlichen Apfel zur Seite und zupft mit den Fingern an der Sauerstoffbrille. Die Fingerspitzen sind gelb und die Nägel der kleinen Finger sind spitz zugefeilt. Wissen Sie, sagt er, fünfundvierzig Jahre war ich in der Firma und die Hälfte davon als Betriebsrat, da sieht man einiges. Das glaube ich Ihnen, sage ich, darf ich Sie abhören? Sein Atem hört sich eigentlich von hier aus ganz normal an und man merkt ihm beim Reden nichts an. Aber wenn er sich bewegt, wenn er den Apfel hinlegt oder sein Hemd hochzieht, damit ich ihn abhören kann, muss er aufhören zu reden, weil beides zugleich nicht geht.

Von meiner Schicht, sagt er, sind alle an Krebs gestorben. Die Gratiszigaretten, wissen Sie. Damals war das noch ganz anders. Und der Krieg, sagt er, im Krieg habe ich mir auch die Lunge ruiniert.

Bitte sprechen Sie nicht, sage ich und setze das Stethoskop auf seinen Rücken. Rechts höre ich ein Pfeifen beim Ausatmen und ein Rasseln. Raucherlunge. Links ist erst oberhalb des Schulterblatts ein leises Atemgeräusch.

Ich reibe die Handflächen aneinander. Entschuldigung, sage ich, ich habe kalte Hände. Kein Problem, sagt Herr Otto, die sind sicher warm im Vergleich zu mir. Die Untertemperatur, wissen Sie?

Ich lege eine flache Hand auf seinen Brustkorb und klopfe mit dem Mittelfinger der anderen Hand darauf. Man muss das üben, aber dann geht es sehr gut. Man kann viel erklopfen, manchmal mehr, als man mit dem Stethoskop hören kann. Bevor man auf einer Station arbeiten darf, braucht man ein Praktikum, den Klopfkurs. Ich kann sehr gut klopfen, wahrscheinlich, weil ich lange, dünne Finger habe.

Ich bewege die Hand zwei Zentimeter nach unten, klopfe noch einmal. Ein dumpfes Geräusch ist gut, das bedeutet, unter dem Finger ist Luft. Das Klopfgeräusch wird aber schnell heller, wie wenn man auf einen Tisch klopft. Und das bedeutet, ab hier keine Lunge, keine Luft mehr unter meinen Fingern, sondern wahrscheinlich Wasser, ein Erguss aus dem Rippenfell rund um die Lunge. Herr Otto atmet mit einer Lungenhälfte.

Auf dem Zettel notiere ich, „perkutorisch deutliche Dämpfung über dem linken Unter- und Mittellappen, Verdacht auf Pleuraerguss“.

Sie haben wahrscheinlich Wasser in der Lunge, sage ich. Weiß ich, sagt er, deshalb bin ich ja hier.

Ich wollte nach dem Mittagessen zu Ambros, aber er ist samt seinem Bett verschwunden. Kobicek, frage ich, wo ist Ambros? Der tote Kobicek antwortet nicht. Er sieht heute richtig gut aus. Wahrscheinlich liegt es an den Bartstoppeln und den fehlenden Zähnen. Man kann die Zunge sehen und darauf Borken aus getrocknetem Schleim, bis hinunter in den Rachen. Ich setze mich in den Polstersessel beim Fenster. Draußen wartet Ed mit dem Infusionswagen, und ich will jetzt nicht Infusionen anhängen. Außerdem hat Pomp gesagt, ich muss die Schwesternarbeit nicht machen. Kobicek wird mich nicht verraten.

Kobicek, sage ich, wie geht es dir? Er sagt nichts. Du musst nicht reden, sage ich, kein Problem. Ich habe eine Freundin, die redet auch nicht viel. Sie heißt Adelheid. Ich glaube, ihr würdet euch mögen. Keine Antwort. Ich tätschle seine Hand. Ist schon gut, sage ich.

Auf Ambros' Nachtkästchen sind keine persönlichen Dinge, nur das Tablett mit seinem Mittagessen, eine Orange, ein Vitaminsaft in Kartonverpackung und sein Handyladegerät. Kein Foto, kein Buch. Ich frage mich, womit er sich die Zeit vertreibt. Aber andererseits, wer keine Zeit mehr hat, die man vertreiben muss, braucht keinen Zeitvertreib.

Ein Arztbrief liegt auch da. Ich nehme ihn und lese. Ich darf das, ich gehöre zum Team. Ambros wird es mir nicht übel nehmen. So muss er mir nicht alles selbst erzählen.

**Arztbrief, 2.8.2002**

Sehr geehrter Herr Kollege, sehr geehrte Frau Kollegin,

Herr Ambros Wegener stellt sich zur Befundbesprechung und zur Planung des weiteren Prozedere an der onkologischen Ambulanz vor.

Bei dem Patienten besteht ein metastasierendes Melanom. Primärerkrankung war ein Melanom der linken Scapula 1998, die Metastasierung wurde als Zufallsbefund im Rahmen der Nachsorge entdeckt und ist seit November 2001 bekannt. Zunächst hatte er eine palliative Chemotherapie mit DTIC (vorübergehend Teilremission), dann eine Zweitlinientherapie (Cisplatin/Vinblastin/DTIC) mit Progression bereits nach zwei Therapiekursen.

Rezente wurde nun eine Meningeosis carcinomatosa diagnostiziert, die bereits Schwindel und einmalig auch einen generalisierten Krampfanfall verursacht hat.

Wir besprechen eine intrathekale Chemotherapie zur Symptomkontrolle. Eine neuerliche systemische Chemotherapie halte ich aber für nicht mehr zielführend. Ich habe Herrn Wegener heute ausführlich über die Therapie und ihre Erfolgsaussichten aufgeklärt. Er kann sich vorläufig nicht zu einer Therapie entschließen und hat sich Bedenkzeit erbeten.

Wir vereinbaren einen neuerlichen Ambulanztermin und wollen dann alles Weitere besprechen bzw. einen Therapieplan festlegen.

Mit kollegialen Grüßen,  
Dr. Wendelin Pomp  
Oberarzt



Ambros kommt fünfzehn Minuten später. Den Arztbrief habe ich genau so wieder hingelegt, wie ich ihn gefunden habe. Er muss ja nicht merken, dass ich ihn gelesen habe.

Der Krankenfahrer schiebt ihn mit dem Bett ins Zimmer. Hallo, sage ich, wo warst du? Ambros ist bis zum Kinn zugedeckt. Mir ist kalt, sagt er. Der Krankenfahrer verriegelt die Bremse am Bett und verabschiedet sich. Der ist durch den Keller gefahren, sagt Ambros, und im Keller ist es saukalt.

Wo warst du?, frage ich nochmal. Ambros schlägt die Decke zurück. Auf der Neurologie, sagt er, wegen dem Schwindel. Und, frage ich, was haben sie gesagt? Ambros sagt, Untersuchungen wollen sie machen, aber wirklich gute Ideen haben die auch keine. Aber, sagt er, du wolltest von den Schweinen erzählen.

Ich erzähle ihm von Adelheid, von den Planschbecken, den Defibrillationen. Spannend sagt Ambros, und wie lange machst du das schon? Drei Monate, sage ich, ich mache die Nachtdienste. Man kriegt ein bisschen Geld, auch als Student, aber nur, wenn man die Nächte macht. Und ist das nicht ungut, sagt er, ganz allein in der Nacht mit zwei toten Schweinen? Die sind nicht tot, sage ich, nur in Narkose.

Kann ich die Schweine mal sehen?, fragt Ambros.

Natürlich darf ich niemanden ins Labor mitnehmen, und schon gar keinen Patienten. Aber Ed hat auch manchmal ihren Freund da in der Nacht, wenn sie alleine Dienst hat.

Vielleicht in der Nacht, sage ich, wenn uns keiner sieht. Warum willst du das überhaupt? Interessiert mich einfach, sagt er. Er setzt sich auf und nimmt den Deckel von dem Tablett mit dem Mittagessen. Kalt, sagt er. Soll ich es dir aufwärmen?, frage ich und er sagt, nein danke.

Er nimmt die kleine Plastikschüssel mit Apfelkompott und sagt, ich habe sowieso keinen Appetit. Magst du den Rest?, fragt er. Es gibt Buchstabensuppe und Naturschnitzel mit Reis. Danke, sage ich, ich habe schon gegessen. Klar, sagt er, Patientenessen isst du nicht.

Wir kriegen dasselbe Essen. Die meisten von uns haben irgendetwas von zu Hause mit, weil auf Dauer niemand das Krankenhausessen aushält. Nur Pomp geht jeden Tag um Punkt zwölf in die Kantine. Vorhin hat er sogar die Visite unterbrochen. Um zwölf ist Wendelin Pomps Essenszeit, und wenn es nicht gerade einen Notfall gibt, zieht er das auch durch. Ich habe nur einen Apfel gegessen, den ich in der Stationsküche gestohlen habe, aber auf Ambros' Schnitzel habe ich keine Lust.

Der Neurologe hat gesagt, der Schwindel wird immer schlechter werden, sagt Ambros. Er nimmt noch einen Löffel Apfelkompott. Das ist der Punkt, sagt er, ab dem es bergab geht. Ab dem alles, was noch kommen kann, schlecht ist. Im besten Fall bleibt alles noch eine Zeitlang so, wie es jetzt ist. Und jetzt ist es auch schon schlecht. Er legt den Löffel auf das Tablett und verschließt die Kompottschüssel mit einem Plastikdeckel.

Was soll ich jetzt sagen, er hat ja Recht, ziemlich sicher, aber ob ich ihn in so was bestärken sollte, weiß ich nicht.

Aha, sage ich, glaubst du? Ja sicher, sagt er, glaube ich das, schau mich doch an. Entschuldige, sage ich, ich habe nicht gewusst, was ich sagen soll. Schon okay, sagt er, es war auch ein dummer Gedanke.

Hast du die Fernsehkarte aufgeladen?, fragt er und ich sage, sorry, die habe ich vergessen, ich bringe sie dir morgen. Passt schon, sagt Ambros, unterhalte ich mich noch einen Abend mit Kobicek.

Weißt du, wie Kobicek mit Vornamen heißt?, fragt er und ich sage, keine Ahnung. Ich habe wirklich keine Ahnung. Alle nennen ihn den toten Kobicek, und den Vornamen habe ich noch nicht bewusst wahrgenommen.

Josef Alexander, sagt Ambros. Weißt du noch, sagt er, wie wir früher gezählt haben, wer den längsten Namen hat? Und du immer gewonnen hast, wegen deines zweiten Vornamens? Ja, sage ich, ich kann mich erinnern, was ist damit?

Überleg mal, sagt er. Josef Alexander Kobicek, das sind einundzwanzig Zeichen. Er würde dich schlagen, sagt Ambros, der würde dich um zwei Zeichen schlagen. Na hoffentlich freut er sich, sage ich.